

Zwingli – der Söldner Jesu.

Warum war Zwingli, unser Reformator, kein Pazifist war.

Verena Keller

Inhaltverzeichnis:

Einführung

- 1. Historischer Hintergrund**
 - 1.1. Eine Zeitreise ins 15. Jahrhundert**
 - 1.2. Der Kampf um die Existenz der Eidgenossenschaft**
 - 1.3. Siegreiche und verlorene Schlachten**

- 2. Lebensdaten im Überblick**
 - 2.1. Zwinglis Kindheit, seine Eltern**
 - 2.2. Sein Studium**
 - 2.3. Seine Karriere als Leutepriester am Grossmünster**

- 3. Zwinglis Gestalt und Charakter**
 - 3.1. Sein Denken**
 - 3.2. Seine Religiosität**
 - 3.3. Zwingli, der Politiker mit christlicher Orientierung**

- 4. Zwingli, der Feldprediger und Soldat**
 - 4.1. Die Schlacht bei Pavia, 1511**
 - 4.2. Die Schlacht in Navara, 1512**
 - 4.3. Die Wende nach Marignano, 1515**
 - 4.4. Zwinglis Kampf gegen die Söldnerdienste**

- 5. Zwinglis Wirken nach Aussen**
 - 5.1. Seine Intentionen, sein Ziel.**
 - 5.2. Wo führt das hin?**
 - 5.3. Sein Opfertod in Kappel für die Sache Christi**

- 6. Wirkungsgeschichte**
 - 6.1. Einige Bemerkungen zur Forschungsgeschichte**
 - 6.2. Zwinglis Einfluss auf die weitere Entwicklung der Schweiz**
 - 6.3. Sprung ins Zeitalter der Oekumene**

Einführung

Die Annäherung an Ulrich Zwingli, den deutschsprachigen Reformator, der die heutige Schweiz wie kein anderer geprägt hat, ist eine schwierige Aufgabe. Dem Menschen Zwingli auf Augenhöhe zu begegnen, ist unmöglich. Da er im Sinne des Zweiten Gebotes gegen Bilder war, liess er nicht nur alle dienenden Bilder aus den Kirchen entfernen, er lehnte es, im Gegensatz zu Martin Luther, auch ab, sich zu Lebzeiten von einem zeitgenössischen Maler porträtieren zu lassen. Lukas Cranach hat von seinem Freund Luther zahlreiche Porträts gemalt, die jetzt, zum 500-jährigen Jubiläum der Reformation, in der Presse in allen Farben und Grössen publiziert werden. Von Zwingli haben wir nur ein Porträt, das der Maler Hans Asper 18 Jahre nach dessen Tod hergestellt hat. Es zeigt in Öl auf Holz gemalt den Reformator im Profil mit dem typischen schwarzen Reformationshut. Mit den Händen umfasst er eine offene Bibel. Er schaut mit einem freudlos sturen Gesicht am Betrachter vorbei in die Ferne. Franz Rueb, ein zeitgenössischer Schriftsteller, nennt das Bild, das im Schweizerischen Landesmuseum ausgestellt ist, in seiner Monographie „Zwingli. Widerständiger Geist mit politischem Instinkt“ ein „grässliches Porträt“. 1885 kam noch das Zwingli-Denkmal bei der Wasserkirche vom Ö Heinrich Natter dazu. Steif und abweisend blickt der Reformator, auf einem Sockel stehend, über die Menschen hinweg in eine unbekannte Zukunft. Die Bronzestatue hat die Zürcher Altstadträtin und Dichterin Monika Stocker dazu angeregt, 2014 ein Lyrikbändchen zu schreiben mit dem aufmüpfigen Titel: „Nun muss ich Sie doch ansprechen“. Ihre imaginären Gesprächspartner sind u.a. solche Figuren wie der majestätisch unnahbare Reformator Zwingli. Sie versucht dem „strengen Sittenherrn“ ins emotionslose Gesicht zu schauen und stellt sich vor, dass er, kehrt er aus dem Jenseits zurück, über das lockere Gehabe der heutigen Zürcher den Kopf schütteln würde. Dr. Erwin Koller, Theologe und Philosoph, erwähnt 2016 in seinem Artikel „Der unterschätzte Ulrich Zwingli“ noch ein weiteres Bild, das möglicherweise Ulrich Zwingli darstellt. Das kraftvolle Antlitz sei gemalt von Albrecht Dürer, vermutlich entstanden 1519, als Dürer in Zürich den Leutpriester traf und mit der Reformation sympathisierte. Schon 1516, ein Jahr nach der Niederlage bei der Schlacht von Marignano, waren Zwingli und Dürer gleichzeitig in Basel, zu Besuch beim Pazifisten Erasmus v. Rotterdam. Dürers Gemälde ist 1516 mit A.D. signiert. Der Zwingli-Forscher Professor Gottfried W. Locher, der Grossvater vom derzeitigen gleichnamigen Vorstandspräsidenten des SEK Gottfried W. Locher, nimmt an, dass der Besitzer in Wien aus Angst vor der

Inquisition schon im 16. Jh. die Dürersche Bezeichnung „Zwingli“ ausradiert und die Signatur A.D. übermalt hat, sodass die Bezeichnung verschwunden, die Signatur aber bei der Waschung wieder zum Vorschein gekommen ist. Das Porträt hängt heute in Washington. Franz Rueb hat es in seinem Buch abgebildet. Viele Publizisten lassen sich von diesen bekannten Darstellungen Zwinglis beeinflussen und schliessen von den äusseren Merkmalen auf dessen Charakter.

In diesem Punkt aber halte ich mich, genau wie der Reformator, an das 2. Gebot, „Du sollst dir kein Bildnis machen“. Ich befasse mich lieber mit Zwinglis Wort. Die Menge der Sekundärliteratur zu Zwingli wird von Jahr zu Jahr grösser. Ich beschränke mich auf die oben erwähnte Auswahl und nehme noch zwei Herren dazu. Z.B. Leonhard Ragaz, (1884 – 1945) der den Tod von Zwingli 1531 auf dem Schlachtfeld von Kappel kommentiert, und den Pfarrer Fritz Gloor, der im Kirchenboten April 2017 die Frage stellt, ob der Eremit Bruder Niklaus von Flüe für den Reformator womöglich ein Vorbild gewesen sei. Nützliche Quellen zum Nachlesen sind auch die Geschichtsbücher aus der Gymnasialzeit. Durch die Rezeption dieser Quellen habe ich mir ein eigenes Bild von Ulrich Zwingli herausdestilliert, das gefärbt ist durch meine Brille.

Da ich zwei Gelegenheiten habe, Ihnen mein Zwingli –Bild zu vermitteln, den heutigen Vortrag hier in Aarburg und im September die Zürcher-Stadtführung, bietet sich die Möglichkeit, den Stoff aufzuteilen. Das gelingt am besten, wenn ich verschiedene Kreise ziehe, die sich organisch einer aus dem anderen entwickeln. Der äusserste, weiteste Kreis ist das Eintauchen in die Schweizer-Geschichte, in die Zeit des 15. Jh. in dem Ulrich Zwingli am 1. Jan. 1484 in Wildhaus geboren wurde. Was hat sich in diesem Jahrhundert politisch ereignet? In welcher existentiellen Situation befand sich damals die noch junge Eidgenossenschaft, bestehend aus den 13 alten Orten?

Der 2., etwas enger gezogene Kreis sind Zwinglis Lebensdaten im Überblick. Seine Karriere als Theologe, die 1519 in der Wahl als Leutpriester an das Zürcher Grossmünster ihren Höhepunkt fand. Die einzelnen Begebenheiten seines Lebens, die geistigen Einflüsse durch den Humanisten Erasmus und den Reformator Martin Luther, die Brüche, die Krankheiten, Ehe und Familie werde ich anlässlich der Führung im Herbst vor Ort erläutern, ebenso sein Werk und seine Schriften. Wichtige Szenen seines Lebens und der Reformation sind auf der Bronzetür an der Südseite des Grossmünsters dargestellt. Im Kreuzgang des ehemaligen Chorherrenstifts, wo

heute die theologische Fakultät untergebracht ist, ist mit grafischen Tafeln das ganze Bilderbuch der Reformationsgeschichte angebracht.

Der dritte, der engste Kreis, ist der Kernpunkt von Ulrich Zwingli, sein Charakter, sein Denken. Da werde ich einen Aspekt herausgreifen, der mich besonders interessiert, seine in der damaligen Schweiz als „extrem“ betrachtete politische Haltung, seinen Kampf gegen die Reisläuferei. Im 4. Kapitel werde ich genauer darauf eingehen. Leider findet dieser Kampf Zwinglis in der gegenwärtigen Literatur kaum noch Erwähnung. Meiner Meinung nach ist dieser Aspekt hoch aktuell, haben wir doch heute im Nahen Osten dasselbe Phänomen: „Kriegssöldner“, junge Menschen, die des Geldes wegen in den Bürgerkrieg nach Syrien oder in den Dschihad des Islamischen Staates ziehen! Die Medien berichten täglich darüber. Lebte Zwingli heute, würde er diesen Missbrauch junger Männer und mittlerweile auch junger Frauen bestimmt **verurteilen**^[VK1].

Der 5. Kreis ist Zwinglis Wirken nach Aussen, seine Erfahrungen als Feldprediger bei diversen Schlachten gegen die Franzosen, sein Weg in den 2. Kappeler Krieg, wo er am 11. Oktober schon in der ersten halben Stunde zusammen mit 399 anderen Zürichern niedergestochen wurde. 1531 hat Zwingli sein 47-jähriges Leben für die Sache Christi hingegeben.

Der 6. und letzte Kreis ist wieder ähnlich gross wie der erste, er umfasst des Reformators Einfluss auf die weitere Entwicklung der Schweiz, die Spaltung der Eidgenossenschaft in zwei konfessionelle Blöcke, die aber dennoch zusammenhalten und nicht auseinanderbrechen.

1. Historischer Hintergrund

1.1. Die Schweiz im 15. Jh.

Als Ulrich Zwingli 1484 in der Grafschaft Toggenburg in Wildhaus als drittes Kind des Bergbauern und Landammans Ulrich Zwingli und der Margaretha, geborene Bruggmann, zur Welt kam, bestand die Eidgenossenschaft aus 10 Kantonen, das waren der alte Bund von 1291: Uri, Schwyz und Unterwalden, plus die weiteren fünf: Zürich (1351), Luzern (1332), Zug (1352), Glarus (1352), Bern (1353). 1481, drei Jahre vor Zwinglis Geburt, kamen noch Solothurn und Freiburg i. Uechtland dazu. In den Stadtorten wohnten die Adligen und die Bischöfe. Diese lebten von den Abgaben, dem Zehnten, den die Bauern in den Untertanengebieten aus ihren Erträgen abliefern mussten. In dieser Zeit ging der niedere Adel auf dem Lande,

bestehend aus den Rittern auf ihren Burgen, zurück. Die Stadtorte waren daran interessiert, die Macht des niedergehenden Adels zu übernehmen und ihre Untertanengebiete durch neue Eroberungen zu vergrössern. Dies führte unter den Bauern zu einer Bewegung, die sich gegen den gesamten Adel richtete. So wurde die junge Eidgenossenschaft immer wieder durch innere Kämpfe zwischen Stadt und Land erschüttert. Aussen war sie von fremden Mächten umzingelt, die den widerstandsfähigen Bund der Eidgenossen am liebsten auseinandergerissen und unter sich aufgeteilt hätten. Im Osten dominierten die Habsburger, im Westen die Burgunder, im Süden die Franzosen. Die hielten das Herzogtum Mailand besetzt, das die Eidgenossen gern für sich erobert hätten. Im Norden lag das Heilige Röm. Reich deutscher Nation, von dem die Schweiz ein Teil war. Die damalige Situation in Mitteleuropa war ähnlich dynamisch und spannungsgeladen wie die heutige Situation im Nahen Osten. Bewaffnete Kämpfe, Krieg und Gewalt waren an der Tagesordnung. Aber die Eidgenossen waren schlagkräftig und mutig, sie gewannen zu dieser Zeit jede Schlacht. 1415 gelang es ihnen, den Habsburgern den Aargau zu entreissen. Von diesem Zeitpunkt an begann die eigentliche Entwicklung der Eidgenossenschaft. Immer mehr Stadtkantone wandten sich dem Bund zu. Aargau kam in diesen Jahren zu Bern.

1.2. Wie Geschichtsbücher den jungen Zwingli beeinflussten

Als sich der 14-jährige Zwingli an der Universität Wien immatrikulierte und das Studium begann, wurde er für kurze Zeit weggewiesen. Warum, ist nicht mehr feststellbar. Solche Lücken in der Biographie regen die Phantasie der Interpreten an. Hat der junge Bauernsohn vielleicht eine Prostituierte besucht? Franz Rueb erwähnt in seiner Zwingli-Biographie einen solchen Vorfall, wertet ihn aber positiv, als Beweis dafür, dass Zwingli keineswegs ein „Hohepriester der Lustfeindlichkeit“ war, wie viele Zürcher heute noch behaupten. Vielleicht wurde er auch für kurze Zeit von der Universität gewiesen, weil er gegenüber den Habsburgern eine politisch unkorrekte Bemerkung machte? Ich neige eher zu dieser Version. Denn was der junge Zwingli im Geschichtsunterricht zu hören bekam, muss ihn aufgewühlt haben. Das Jahrhundert, indem seine Eltern und Grosseltern aufwuchsen, war ein Jahrhundert der Kriege und Schlachten. 40 Jahre vor Zwinglis Geburt, 1444, war in Frankreich der Hundertjährige Krieg mit England zu Ende gegangen. Die Heilige Johanna, die Frankreich retten wollte, wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die nach dem Krieg arbeitslos gewordenen Söldnerheere der Armagnaken lungerten in Frankreich

herum und lebten vom Plündern und Saufen. In der Eidgenossenschaft kam es zum Alten Zürichkrieg. Warum eigentlich?

Das Gebiet der Grafschaft von Toggenburg, der Heimat von Zwinglis Eltern, lag zwischen der Eidgenossenschaft und Österreich. Diese beiden Staaten stritten sich nach dem Tod des letzten Grafen von Toggenburg, der kein Testament hinterlassen hatte, um dessen Ländereien. Durch Intrigen und wechselhafte Bündnisse führte dieser Streit zu einem Bruderkrieg zwischen Zürich und den Alten Eidgenossen. Dieser Streit unter Brüdern war den Habsburgern willkommen, waren sie doch daran interessiert, die Eidgenossenschaft zu destabilisieren. Sie schlossen einen Schutzbund mit Zürich und baten Frankreich, ihre arbeitslos gewordenen Söldner, die Armagnaken, gegen die Eidgenossen zu hetzen. Die Franzosen willigten sofort ein, auf diese Weise wurden sie die marodierenden Söldner los und hofften zugleich, diese würden nebenbei auch noch das begehrte Basel erobern.

So kam es 1444 zur Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Die Eidgenossen verloren diese Schlacht, aber da sie so tapfer gekämpft hatten, zogen sich jetzt die Sieger kriegsmüde zurück. Die Armagnaken gingen wieder nach Frankreich, die Habsburger lösten das Bündnis mit Zürich auf. Der Dauphin Ludwig von Frankreich war von der Kriegskunst der Eidgenossen so begeistert, dass er sie als Söldner für weiteren Kriege anwerben wollte. Er war bereit, dafür viel Geld, bar und in Form von Pensionen zu bezahlen. Dieses Angebot war für die armen, jungen Schweizerbauern verlockend. So mussten sie nicht mehr zu Hause den Acker bearbeiten, sondern konnten in die Welt hinausziehen und Abenteuer erleben.

Einige fanden dabei auf dem Schlachtfeld den Tod, andere kamen reich nach Hause und erwarben sich mit dem Geld Grundstücke und Schlösser.

Meine These ist, dass diese Informationen, die der junge Zwingli im Geschichtsunterricht aufnahm, seinen Gerechtigkeitsempfinden so beeinflusst haben, dass er die intriganten Habsburger ablehnte und sich auf die Seite der Zürcher stellte. Vielleicht nahm er sich vor, in seinem späteren Leben einmal etwas gegen diese Kriege zu unternehmen und gegen das Söldnerwesen, das man in der Schweiz Reisläuferei nannte, zu kämpfen.

1.3. Der Kampf der Eidgenossenschaft um ihre Existenz

Nach drei Jahren hatte Zwingli genug von Wien und zog in die Humanistenstadt Basel. Dort studierte er an der Universität, unter dem Einfluss von Erasmus, Philosophie. Das erste Studium schloss er ab mit dem Magister artium (der freien Künste). In Basel hörte er von weiteren Schlachten um die Existenz der Schweiz, die im 15. Jh. geführt wurden. Er las in den Geschichtsbüchern, wie es zum Burgunderkrieg gekommen war, wie die Eidgenossen tapfer kämpften und *Karl den Kühnen*, den Burgunder-König von Frankreich, besiegten. In *Grandson* verlor er sein Gut. In *Murten*, auf dem Pferd vor den Eidgenossen flüchtend, seinen Hut. In *Nancy*, 1477, nach der letzten Schlacht auf einer Sumpfwiese schliesslich sein Blut.

Als Zwingli in den Geschichtsbüchern las, dass die Eidgenossen mit prächtigen Kleidern, Edelsteinen, Halsketten und Geld aus den Burgunderkriegen heimkehrten, sich an Luxus gewöhnten, was sie bald wieder hinauslockte zu neuen Kriegs- und Beutezügen, sträubten sich ihm die Haare. Da stand geschrieben: „Die Eidgenossen zogen als Reisläufer ins Ausland zu fremden Landesherrn und kämpften für sie und wurden dafür fürstlich bezahlt. Das Ziel der Fürsten jener Zeit war es, junge Eidgenossen anwerben zu können, denn die Schweizer genossen nach den erfolgreichen Schlachten grosses Ansehen im Ausland. Die Fürsten mussten mit den einzelnen eidgenössischen Orten Soldverträge abschliessen und Jahrgelder bezahlen. Einflussreiche Soldunternehmer bezogen von Frankreich und anderen Ländern, wo Schweizer Regimenter kämpften, regelmässig Pensionen. Zwingli, der sich über diese Zustände ärgerte, griff zur Bibel und holte Trost beim jungen Hirten David, der gegen Goliath kämpfte und seinem Volk, den Israeliten half, die bösen Philister zu besiegen. So möchte er auch einmal in die Schlachten ziehen und fremde Herrscher mit Gottes Hilfe bekämpfen. Aber nicht als einfacher Landsknecht, sondern als Feldprediger. Darum beschloss er, noch Theologie zu studieren. In den Büchern zur Kirchengeschichte stiess er auf eine Stelle, die ihn besonders berührte: Drei Jahre vor seiner Geburt, 1481, war es bei der Tagsatzung in Stans beinahe wieder zu einem Krieg unter Brüdern gekommen. Die Städte Freiburg und Solothurn hatten während den Burgunderkriegen treu an der Seite Berns gekämpft. Jetzt baten sie darum, in den Bund der Eidgenossen aufgenommen zu werden, was aber die Landorte schroff zurückwiesen. An der Tagsatzung wurde heftig gestritten, die Boten der verschiedenen Orte ballten die Fäuste und schrien, das Schwert solle entscheiden. „Da trat der Pfarrer „Heimo im Grund“ unter die Hadernden und erzählte

von dem frommen Bruder Niklaus von Flüe, dem Einsiedler aus Ranft, der Kraft seines Glaubens die Gabe hätte, den Leuten in schweren Lebenslagen Rat zu geben. Der Pfarrer wollte diesen Einsiedler besuchen und Rat holen. Er bat die Tagsatzungsherren, so lange zu warten, bis er zurück sei. Die Herren liessen sich beruhigen und am Ende folgten sie dem Rat des Einsiedlers. Im darauf folgenden Stanser Verkommnis 1481 gelobten sie, Freiburg und Solothurn in den Bund aufzunehmen. Sie versprachen, dass die Orte in Zukunft einander helfen sollten, aufständische Untertanen zum Gehorsam zu bringen. Als Zwingli diese Stelle im Geschichtsbuch las, freute er sich: „Dieser Niklaus von der Flüe, der ohne selbst an der Tagsatzung anwesend zu sein, eine so positive Ausstrahlung auf die Menschen hatte, ist ein guter Christ“, dachte er und beschloss in seinem Herzen, auch einmal ein solcher zu werden.

In den darauf folgenden Jahren hatte sich die Schweiz von Österreich losgelöst, doch sie war immer noch Teil des Deutschen Reiches. Als Friedrich III, der Kaiser aus dem Hause Habsburg starb, trat sein Sohn Maximilian die Macht an. Er war fest entschlossen, im Deutschen Reiche wieder Ordnung zu schaffen. Doch für diese n Ordnung mit neuen Reichskammergerichten brauchte er Geld. Darum beschloss er, dass alle Glieder des Reiches eine Reichssteuer zahlen sollten, den sogenannten *Reichspfennig*. Auch den Schweizern befahl er, sich diesem Befehl zu unterwerfen. Doch die Eidgenossen weigerten sich. Da sprachen deren Feinde: „Man muss die Schweizer zwingen, des Kaisers Befehle auszuführen!“ Sie drängten den Kaiser zum Kriege gegen die Eidgenossen. Kaiser Maximilian forderte das ganze Deutsche Reich zum Kampf gegen die starke Schweiz auf. Aber die Eidgenossen fanden Hilfe, in Rätien, bei den drei Bünden. So kam es 1495 zum Schwabenkrieg, der dauerte vier Jahre, bis 1499. Beim Friedensschluss gelobte jede Partei, auf Eroberungen und Kriegsentschädigungen zu verzichten. Kaiser Maximilian gab seine Forderungen stillschweigend preis. Wieder hatte die Schweiz ihre Selbstständigkeit behauptet.

2. Zwinglis Lebensdaten im Überblick

2.1. Sein Studium in Basel.

Wie wir bereits wissen, studierte Zwingli in Basel im Anschluss an das Studium der Freien Künste Theologie. Ihn begeisterte der „alte Weg“, die „devotio antiqua“ des Kirchenvaters Thomas von Aquin. Diese Lehrmethode versucht Philosophie und Glauben zu vereinen, im Gegensatz zum „neuen Weg“, der devotio moderna, der

Wissenschaft und Glaube trennt und sich der Mystik zuneigt. Zwingli war, im Gegensatz vielleicht zu Luther, kein Mystiker, sondern ein Mann der Tat. Schon nach einem Semester Studium der Theologie in Basel erreichte ihn der Ruf als Pfarrer nach Glarus. Die Priesterweihe erhielt er mit 22 Jahren im Münster zu Konstanz.

2.2. Pfarrer in Glarus

Als „Kilchherr“ wurde ihm die Verantwortung für das kirchliche Leben des ganzen Glarnerlandes übertragen. Als Feldgeistlicher erlebte er die Kämpfe von Novara und die Niederlage der Schweizer Söldner bei Marignano mit. Unter dem pazifistischen Einfluss des Erasmus, dem er nach der verlorenen Schlacht in Marignano 1516 in Basel begegnete, lehnte er den Söldnerdienst kategorisch ab. Daher zerstritt er sich mit der Glarner Franzosenpartei, die den lukrativen Söldnerdienst für den französischen König befürwortete. Er ergriff die Gelegenheit, nach Einsiedeln als Leutpriester der Abtei und der Wallfahrer umzusiedeln. 1516-1518 wirkte er in der Waldstatt. Die Glarner und Einsiedler Zeit boten dem theologisch und politisch interessierten Priester die Möglichkeit, intensiv weiter zu studieren: Humanismus und Christozentrismus. Dabei halfen ihm die Kontakte zu den Humanisten Glarean und Vadian. Sein Christozentrismus war von Erasmus beeinflusst, Christus sah er nicht nur als Gottessohn, sondern vor allem als Lehrer. Dazu kam die Hinwendung zur Bibel.

Er vertiefte seine Griechischkenntnisse, damit er das von Erasmus aus dem Lateinischen in die griechische Ursprache übersetzte Neue Testament studieren konnte. Diese griechische Ausgabe von Erasmus übersetzte er ins Deutsche. So entstand die Zürcher Bibel, die nach seinem Tod, 1531 gedruckt von Christoph Froschauer, erschien.

2.3. Karriere als Leutpriester am Grossmünster

Nach den zwei Jahren in Einsiedeln, dem Untertanengebiet der Waldstatt, erfolgte 1519 der Ruf nach Zürich. Die Chorherren des Grossmünsterstiftes wählten ihn am 11. Dezember 1518 an die Leutpriesterstelle. Die Pesterkrankung im Spätherbst 1519 erschütterte ihn schwer. Diese Krankheit und persönliche Erlebnisse öffneten sein Herz für Apostel Paulus und den Kirchenvater Augustin. Ein Einfluss von Luther konnte zu dieser Zeit noch nicht nachgewiesen werden. Die Missachtung des Fastenopfers vor Ostern 1522 durch einen Freundeskreis beim Buchdrucker

Froschauer löste einen Konflikt mit dem Bischof von Konstanz aus. Zwingli verfasste dazu die erste reformatorische Schrift „Vom Erkiesen (Wählen) und von der Freiheit der Speisen“. Dass Zwingli mit den Buchdruckern während der Fastenzeit vor Ostern Würste gegessen und Bier getrunken hatte, wertet die Forschung heute positiv, das sei ein Zeichen von Lebensfreude und Genussfähigkeit. Andere Quellen behaupten, Zwingli habe gar nicht mitgegessen, sondern sei nur daneben gestanden und habe zugeschaut, wie die anderen schlemmten.

3. Zwinglis Gestalt und Charakter

3.1. Seine Konstitution

Beim St. Galler Chronisten Johannes Kessler lesen wir: *„Huldrich Zwingli, aus der Grafschaft Toggenburg, gebürtig, war nach Leibesform eine schöne, tapfere Person, mittelgross, sein Angesicht freundlich und rotfarb, nach dem Gemüt in geistlichen und weltlichen Händeln klug, vorsichtig und ratschlägig, eines ehrbaren Wandels, sodass von seinen Widersachern ihm nichts vorgeworfen werden kann, ausser dass er seine Erholung empfängt aus ehrbarem Saitenspiel.“*

Später erzählt Heinrich Bullinger, sein Nachfolger, der 20 Jahre jünger war:

Meister Ulrych Zwingli war im Essen und Trinken sehr mässig und auch sonst einer starken, gesunden Komplexion (Konstitution), nicht schwermütig, sondern eines freien, fröhlichen Gemüts, sodass er seine grosse, vielfältige Arbeit, durch Gottes besondere Gnade und Hilfe, wohl bestehen konnte; dazu brauchte er dann die Musik zur Erlabung und Ergötzung des beschwerten Gemüts; wie er denn auch zu diesem Zweck zu gegebener Zeit die ehrliche Gesellschaft gottseliger und freundlicher Leute gehabt und heitere wie nützliche Gespräche geführt hat. Sonst allerdings hielt er fleissig auf alle Stunden und teilte sie sorgfältig ein, damit ihm nicht eine nutzlos entginge oder verdürbe. Früh stand er auf. Viel hat er nachts ausgerichtet mit Schreiben, doch nur dann, wenn er mit Geschäften, die keinen Aufschub oder Verzug ertrugen, überladen war. Sonst leistete er sich stets eine rechte, notwendige Ruhezeit.

Bullinger ergänzt hier aus eigener Erinnerung, was Zwinglis erster Biograph, der Schulmeister Oswald Myconius, bereits 1531 etwas pedantisch als Vorbild berichtet hatte: *Stehend verbrachte er alle seine Studien, setzte dafür bestimmte Stunden fest, die er auch nie ausliess, ausser wenn wichtige Ereignisse ihn dazu zwangen.*

Dass Zwingli als Gebirgssohn im Kern eine zähe Gesundheit hatte, bestätigte auch der Scharfrichter in Luzern, der ihn, den toten „Verräter“, nach dem Gassengericht, das dem germanischen Recht folgte, auf dem Schlachtfeld von Kappel in vier Teile zerlegt und verbrannt hatte. Nur im Beruf des Henkers gab es damals anatomische Kenntnisse. Im Bericht des Henkers steht, er *habe nitt gesünderen lyb gesehen*, was sich auf die damals verbreitete Vorstellung bezog, in einem Ketzer würden die Gebeine verfaulen. Darauf, dass Zwingli womöglich des Teufels sei, deuteten aber auch seine rötlich schimmernden Haare hin, die ihm den Schimpfnamen des „roten Ueli“ einbrachten; auf dem Gemälde Hans Aspers in Winterthur sind sie bei genauem Zusehen klar erkennbar. „Zu seiner Leistungsfähigkeit“, so schreibt Locher, „muss auch an die damaligen, für untrainierte Studierstubenleute besonders beschwerlichen Reisen erinnert werden. Die Ritte nach Bern und Marburg, das Lageleben im Ersten Kappelerkrieg und den letzten Marsch von Zürich über den Albis nach Kappel bestand der „Pfaffe“ mühelos“.

3.2. Sein Charakter

Was Zwinglis Charakter betrifft, verlasse ich mich auf die Beobachtungen Gottfried W. Lochers. Was denen, die sich Zwingli nähern, sofort auffällt: *„Eine gewisse Nüchternheit und Klarheit des Denkens, Einsatz, Ernst, Selbstzucht und Willenskraft. Wer seine Schriften liest, wird besonders bei den in Deutsch abgefassten, berührt von der Heiterkeit und Anschaulichkeit in Stil und Darstellung. Es ist die Sprache eines Leutepriesters, der sich einfachen Menschen zuwendet, ihnen aber Verstand und Urteil zutraut. Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit haben nach allen Zeugnissen auch diejenigen bezaubert, die ihm unmittelbar begegneten; auch da, wo er scharf polemisierte, tat er dies mit Humor. Auch Luther erinnert sich: Zwingli war ein feiner, fröhlicher, aufrichtiger Mensch. Dann stellt sich Locher die Frage, ob dieser fröhliche Verstandes- und Willensmensch Ulrich Zwingli auch tieferer Gefühle fähig war? Die Antwort fällt ihm nicht leicht. Der Leser oder der Historiker kann sie selbst nur gefühlsmässig beantworten. Dass Zwingli von eigenen Gefühlen und inneren Erfahrungen meist nur andeutungsweise, und nur dann von sich selbst nur redete, wenn es unvermeidlich war, das könnte, psychologisch gesprochen, auf die willensmässige Beherrschung innerer Spannungen und damit, auf eine gewaltige seelische Energiequelle hinweisen. Ihn an diesem Punkt, der Äusserung persönlicher Gefühle, mit Luther zu vergleichen, ist interessant. Luther, der Mönch, hat gelernt, beichtend von eigenen Anfechtungen und Tröstungen, die er durch die Leibhaftigkeit*

Christi im Sakrament gefunden hat zu reden. Zwingli dagegen, der Humanist und Politiker, wurde unwirsch und rettet sich in spöttische Abwehr, sobald das Thema *Anfechtungen des Gläubigen und Trost im Sakrament* im Gespräch aufkam. Der für das damalige Jahrhundert stets friedfertige und vornehm sachliche Zwingli bemühte sich bei seelischen Verletzungen stets um eine stoische Haltung, aber er gestand, dass er auch aufbrausend sein konnte. Von Freunden und Mitstreitern wird ihm allerdings eine offenherzige, schnelle Versöhnlichkeit attestiert. Wenn er wütend war auf seine Feinde, dann sparte er nach Humanistenart nicht mit versteckter Ironie und offenem Sarkasmus. Wenn er tief verletzt war oder ein schlechtes Gewissen hatte, wurde sein Ton im vertrauten Austausch einige Male böse. In der Privatkorrespondenz befinden sich gehässige Bemerkungen gegenüber den Wiedertäufern, die ihren Widerruf, den sie zugesagt hatten, nicht leisteten. Zur Strafe wurden sie, nach einem strengen Verhör, mit dem Schwert hingerichtet. Locher meint, hier schwingt die Leidenschaft mit, in der Zwingli von Anfang bis Ende sein Reformationswerk verknüpft habe mit der Bekämpfung des Reislufs und dessen Organisation durch das Pensionssystem, wobei sich sein kämpferischer Geist vor allem gegen die Soldunternehmer richtete, die sich an dem Blutgeld bereicherten. Er prangerte sie, wo er konnte, schonungslos an. Auf diese Weise hat er seinem Reformationswerk auf undiplomatische Art mächtige, zugleich verzweifelt reagierende Feinde geschaffen, denn er forderte für sie kompromisslos die Todesstrafe an, übrigens fast überall vergeblich. Hier ist Zwingli durchaus mit einem sozialistischen Revolutionsführer vergleichbar, der für die Weissgardisten und die Konterrevolutionäre, die sich dem Ideal der Sowjetunion nicht fügen wollten, die Todesstrafe forderte. Zwingli leitete dabei die wohl richtige Einsicht, dass der durch lange Tradition im Empfinden des Volks zu „altem Recht“ gewordene Missstand nicht durch Verbote, durch neue Gesetze, sondern nur durch demonstrative Bestrafung der Täter „ins Unrecht versetzt“ werden konnte. In unsere Zeit übersetzt wäre z.B. das Bankgeheimnis „altes Recht“. (Wer dagegen ankämpft, wer dieses „alte Recht“ in „Unrecht versetzen möchte“, wer also sagt, das Bankgeheimnis sei „unchristlich“ und müsse bekämpft werden, der gilt heute als extrem links, vielleicht sogar als Feind des schweizerischen Wohlstands). Aber der Psychologe Locher fragt weiter, ob hier, vielleicht unbewusst, das biographische Faktum nachwirke, denn der einstige treue Papstanhänger Ulrich Zwingli hatte lange Jahre selbst Geld aus solchen Pensionen genommen, freilich unter der ausdrücklichen Erklärung, sich zu nichts zu verpflichten, keine Söldnerdienste zu leisten, er brauchte das Geld nur, um als

Student seine erheblichen Bücherschulden abzutragen. Er hat nach offiziellem Verzicht auf weitere Gelder die Zürcher Obrigkeit selbst zur Untersuchung dieser Sache veranlasst und wurde freigesprochen. Aber die Erinnerung, wie Geschenke abhängig machen, dürfte ihm geblieben sein.

3.3. Seine Religiosität

Oft wird die Frage gestellt, ob Zwingli ein „religiöser“ Mensch war. Locher beantwortet diese Frage, indem er auf das Dilemma hinweist, dass unser Religionsbegriff seit dem 19. Jh. auf Gefühle und innere Erfahrungen abstellt. Deshalb kritisierten konfessionsbewusste Lutheraner oft, der Zürcher Reformator habe die Gewissenskämpfe und Glaubensanfechtungen nicht gekannt, die bei Luther zur Existenz des Glaubenden gehörten, die Luther eingestand und durch die er zur Glaubensgerechtigkeit kam. Schon Luther selbst hat den Verdacht ausgesprochen, Zwingli kenne weder die Verzweiflung am Glauben, noch die Rechtfertigung durch den Glauben. Um sich gegen diese Art von Kritik zu verteidigen, hat Zwingli jeweils auf sein Traktat *Von Klarheit und Gewissheit des Wortes Gottes* gewiesen, das er schon 1522 verfasst hatte. In seinem Schrifttum gibt es Quellen, die plötzlich Einblicke geben in tiefe seelische Nöte. Die ausführlichste Stelle lässt die bussfertige Einsicht eben in jene Verbitterung einzelnen Gegnern gegenüber erkennen. Sie erscheint in einer Auslegung des *Unser Vaters* und argumentiert anlässlich des „wie auch wir“ in der 5. Bitte bekenntnishaft gegen die Verdienstlichkeit unserer Gebete. (Wir können mit unseren Gebeten Gott nicht beeinflussen, wir können uns nur in seinen Willen betten). Zwingli spricht Jesus an und fragt ihn, wie ihm zumute war, als er auf den Berg kam und betete: *Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldern*. Er gibt zu, dass er in diesem Punkt Jesus nicht ganz nachfolgen kann. Es fällt ihm schwer sich vorzustellen, dass Gott seinen Feinden, den Wiedertäufern, den Katholiken, den Reisläufern, vergibt, weil sie *arme Sünder sind, und nicht wissen, was sie tun*. Er, der Mensch Huldrych Zwingli, kann das nicht. Er möchte, dass Gott ihn mehr liebt als seine Feinde, denn er, der Reformator, ist ja auf dem richtigen Weg. Er leidet darunter, dass er seinen Feinden nicht verzeihen kann. Er möchte sich ein Beispiel nehmen an Jesus, der vergeben konnte, indem er am Kreuz sagte: *Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun*. Er versucht es immer wieder, aber letzten Endes spürt er, dass er auf die Gottes Gnade angewiesen ist. So schreibt Zwingli am Ende dieser Auslegung: *Und nach langer Selbstprüfung, ob ich wohl einem*

Feind recht und von Herzen verziehen hätte, fand ich durch Gottes Gnade immerhin ein fröhlich verzeihendes Gemüt.

An diesem Punkt kommt uns Zwingli als Mensch sehr nahe. Auch uns und anderen heutigen Christen fällt es schwer, unseren Feinden zu verzeihen. Denken wir an den Ausspruch der alten Frau, welche sagt, ihrem geschiedenen Mann möchte sie dann im Himmel nicht begegnen. Oder denken wir an die Zürcher Regierung in den 50er Jahren, die den russischen Musiker Oistrach nicht auftreten liess, weil die *Sowjetarmee 1956 in Ungarn* einmarschiert war. Luthers vorreformatorische Anfechtungen galten der Erwählung, die späteren galten der Berufung. Zwinglis innere Not dagegen bestand in der Ausweglosigkeit vor einer streng gefassten ethischen Forderung.

Eine weitere innere Not war die geistlich gefasste Forderung des Zölibats, eine kirchliche Vorschrift, unter der eine ganze Priestergeneration litt. Darum war das Postulat Zwinglis und seiner Freunde beim Bischof von Konstanz, er möge die freie biblische Predigt und die Priesterehe gestatten, der echte Aufschrei bedrängter Gewissen, zugleich aber sozialpsychologisch die sehnsuchtsvolle Auflehnung gegen institutionalisierte seelische Repression. Die Briefe an den Bischof waren lateinisch geschrieben, da finden wir immer wieder Worte wie:

3.4. Zwingli, der Politiker christlicher Orientierung

Anlässlich der Bauernunruhen des Jahre 1525 gibt es einen ergreifenden Text. Nach langen, zähen Verhandlungen muss der Reformator in seinem Zweiten Gutachten die Ergebnisse derselben in Sachen Zehnten usw. für das endgültige Mandat der Obrigkeit formulieren; die Bauern erhalten bei weiten nicht das Entgegenkommen, das er mit seinen Amtsbrüdern als dem Evangelium gemäss dringend empfohlen hatte. Dass Zwingli es übernahm, hier etwas empfehlend niederzuschreiben, was seiner Überzeugung nicht genügte, lässt sich nur damit erklären, dass der Auftrag sonst an den reaktionären Unterschreiber *Am Grüt*, Gegner zugleich der Reformation und der Bauern, gegangen wäre. Zwingli wollte retten, was zu retten war; in seiner versteckten inneren Not schrieb er über das erste Folioblatt in griechischen Buchstaben: „Gott ist meine Zuversicht“.

An diesem Punkt unterscheidet sich Zwingli fundamental vom Reformator Thomas Müntzer, der an der Seite der Bauern mit dem Schwert gekämpft hat für eine Reformation nicht nur der Kirche, sondern der ganzen damaligen Gesellschaft. Zwingli sucht den Kompromiss und gibt nach, um die Schweiz vor einem grossen

Bauernkrieg zu bewahren. Zwingli gehörte in die Bewegung, die seit Ende des 15. Jahrhunderts in Verbindung mit dem entstehenden territorialstaatlichen Denken eine christliche Erneuerung des Genossenschaftswesens suchte. Er war von Anfang an ein feuriger „Eidgenosse“, d.h. er empfand für die gesamte Schweiz. Das beweist, dass er ein Politiker war, denn er dachte nicht nur an die eigene Stadt, an die eigenen Gemeinde, sondern an alle. Das war nicht selbstverständlich; patriotische Einigkeit und Gesinnung gab es sonst nur in Verbindung mit Feldzügen und Geschichte, also bei Söldnern und Humanisten. Für die Politiker der *Alten Orte*, aber auch für Bern, Luzern, Zürich, waren die Bünde nur ein nützliches Instrument, die eigenen Positionen und Privilegien zu schützen und auszubauen. Der Reformator erstrebte für die Gemeinden in den *Gemeinen Herrschaften* und in den *Untertanenländern* Unabhängigkeit in kirchlichen Dingen, damit sie sich, unbehelligt von der katholischen Tagsatzungsmehrheit, durch Abstimmung für das „Evangelium“ erklären konnten. Das bedeute aber auch eigene Verfügung der Gemeinden über ihr *Kirchengut*. Dadurch bekamen sie wirtschaftlich und politisch mehr Gewicht. Das haben die mehrheitlich katholischen Orte natürlich durchschaut und bekämpft. In Zwinglis Vorstellungen bleibt die künftige und gegenwärtige Eidgenossenschaft immer ein *Bund*. Als *Obrigkeit* zählen für ihn nur die Behörden, etwa der Bürgermeister und die Räte der Stadt, denen er geschworen hat, keineswegs aber der Kaiser. Damals wurde das Reich, das HRR deutscher Nation, zu dem die Eidgenossenschaft gehörte, als ein Rechtsgefüge von mehr oder weniger selbstständigen politischen Gebilden aufgefasst, die in ihrem Rang verschieden waren. Man legte ab und zu auf die Zugehörigkeit Wert, hielt jedoch, besonders nach dem *Schwabenkrieg* von 1499, Distanz.

Widerstand gegen den Kaiser war für Luther eine Gewissensfrage, für Zwingli dagegen war Widerstand ein von den Ahnen ererbtes Verhalten. Vor allem Karl V. der damals herrschte, galt in erste Linie als Haupt des Erbfeindes Habsburg, und als notorischer Gegner städtischer Freiheiten. Innerhalb der Kirche vertrat er mit seiner Weltmacht die Reaktion. *Papsttum und Kaisertum, die sind beide von Rom*, schrieb Zwingli. Als Christ glaubte er daran, dass allein das *Gotzwort* (Gottes Wort) das bedrohte Volk von äusseren Gefahren und innerem Zerfall retten konnte. *Denn wo Gottsfurcht ist, da ist die Hilf Gottes. Wo die nit ist, da ist die Höll und alles Jammers und Unrechts. Darumb losend (gehört) dem Gotzwort, denn das wirt üch allein widerum zerecht bringen.* Unter solchem *Zurechtbringen* versteht der Humanist Zwingli die praktische Umsetzung von Freiheit und Gerechtigkeit. Im Mittelalter ging bei der Freiheit, die *libertas* des Gemeinwesens der *libertas* des Individuums vor. Es

steht für den Schweizer ausser Frage, dass Gott der Freiheit der Völker, speziell der eidgenössischen, wohlgesinnt ist.

Unter diesem Aspekt verglich Zwingli die Schweiz mit dem Volk Israel, das Gott aus Aegypten herausgeführt hat. Auch Israel musste um seine Existenz kämpfen und hatte Gott immer auf seiner Seite. Er vertrat nicht wie Luther die *Zweireiche-Lehre*. Seine Devise war: *Tut die Obrigkeit nicht ihre Pflicht, so müssen die gewählten Volksvertreter, z.B. die Zunftmeister, eingreifen*. Das Volk soll sich normalerweise auch einer bösen Obrigkeit unterziehen, doch offene Gottlosigkeit, (z.B. das Verbot der evangelischen Predigt) darf es nicht dulden. Es besteht nicht nur ein Recht, sondern sogar eine Pflicht zum Widerstand. Das Volk Israel wurde mit der babylonischen Gefangenschaft bestraft, weil es den abtrünnigen König Manasse hatte gewähren lassen. Im äussersten Fall, so glaubte Zwingli, würde Christus selbst *das Volks zur Rache bewaffnen*.“

Was waren anfangs 16. Jh. die öffentlichen Missstände in der Eidgenossenschaft, die Gottes Zorn erregten, gegen die sich, nach Zwinglis Auffassung, das Volk erheben sollte? Es war das „versöldet Kriegen“ und der Handel mit Pensionen, das frühkapitalistische Monopolwesen, die obrigkeitlichen Münzverschlechterungen, die Verteuerung des Bodens infolge des wachsenden Kirchengutes, die Bedrückung durch ungerechte Zinsen und die willkürliche Ausbeutung von Pächtern und Eigenleuten. Es war der wirtschaftlich-militärische Komplex, der von der politischen Aristokratie und der kirchlichen Hierarchie getragen wurde. Immer wenn Zwingli in der evangelischen Predigt den Eigennutz, der das System baute und in Gang hielt, angriff, gab es Streit. Die *concordia pax*, die Einhaltung der Eintracht und des Bürgerfriedens, die sich sogar in den Reformationsmandaten niederschlug, stand beim Reformator Zwingli nicht im Vordergrund. Bei Streitigkeiten im Volk versicherte er, dass die Annahme des Gotteswortes die Ruhe wieder herstellen werde. Der neue, gemeinsame Christusglaube war für ihn das Heilmittel gegen den Untergang. Die Reformen, die er für Zürich anstrebte, wollte er auf die ganze Eidgenossenschaft ausbreiten. Darum war seine Devise: *Wenn die alten Bünde die Freiheit des Evangeliums hemmen, so müssen sie umgestaltet werden. Lieber ein Bündnis, das den Glauben bewahrt, als eines, das mit seinen Pergamenten vermodert*.

4. Zwingli der Feldprediger und Soldat

Da Zwingli ein feuriger Eidgenosse war, wollte er die Eidgenossenschaft auch gegen aussen verteidigen. Daher nahm er an verschiedenen Schlachten als Feldprediger teil. Ein Feldprediger will die Sünde der Soldaten, die in den Krieg ziehen, um zu töten, teilen. Er will nicht abseits stehen und nur zuschauen, er will sich selbst in das Kampfgewühl stürzen. Er ist auch bereit, sein Leben zu opfern, wenn es Gottes Wille ist.

4.1. Die Eroberung von Pavia 1512

Wie wir bereits gehört haben, wollte der 22jährige Zwingli, als er die Pfarrstelle in Glarus antrat, nicht nur Gemeindepfarrer sein. Es reizte den temperamentvollen jungen Mann, sich in die Händel der Welt einzumischen. So nahm er als Feldprediger teil an der Schlacht 1512 bei Pavia.

Wie kam es denn zu dieser Schlacht in Oberitalien?

In Rom hatte 1510 Julius II den päpstlichen Thron bestiegen. Er wollte seinen Kirchenstaat vor den weltlichen Herren Italiens schützen und abgetrennte Gebiete wieder zurückerobern. Er rief: „Die Franzosen müssen aus Italien raus!“ Mit allen Mitteln wollte er die Schweizer für seine Pläne gewinnen. Aber die Franzosen hielten die Eidgenossen fest in der Hand mit ihren hohen Pensionen für Kriegssöldner. Dem Papst gelang es aber mit dem ersten Schweizer Kardinal, *Matthäus Schiner*, der die Franzosen hasste und schon von der Schweiz aus gegen sie arbeitete, einen Bund mit den Eidgenossen zu schliessen. Um noch mehr Bundesgenossen gegen Frankreich zu gewinnen, schloss Papst Julius II auch mit Venedig und Spanien einen Bund. So entstand die „Heilige Liga“. Mit dieser Liga hoffte er, den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Als dann in Lugano zwei eidgenössische Boten von französischen Soldaten angehalten und im See ertränkt wurden, zogen 10'000 Eidgenossen über die Berge und drangen in mächtigem Anlauf bis zur Stadt Mailand vor. Da sie jedoch keine Geschütze hatten, konnten sie die Stadt nicht einnehmen. Missmutig kehrten sie nach Hause zurück. Papst Julius II hatte inzwischen ein Heer der „heiligen Liga“ gesammelt. Aber die Franzosen waren stärker. In einer grossen Schlacht schlugen sie dieses Heer der „Heiligen Liga“ nieder. Jetzt rief der Papst die Eidgenossen erneut um Hilfe. Diese freuten sich, den Franzosen einen Schlag versetzten zu können. Mit 18'000 Mann zogen sie durch das Eschental in die Poebene, wo sich ihnen die Venezianer anschlossen. Die Stadt Pavia leistete heftigen Widerstand. Aber die Eidgenossen schlossen die Stadt ein und zwangen

sie zur Übergabe. So wurden sie die Retter Italiens. Als Belohnung für diesen Kampf erhielten sie norditalienische Gebiete wie Domodossola, Lugano, Locarno, Mendrisio und das Maggiatal. Diese Gebiete wurden *Gemeine Herrschaften* der 12 eidgenössischen Orte. (*Gemeine Herrschaften* ist die Bezeichnung für eine Ansammlung von Untertanengebieten, die gemeinsam von einem eidgenössischen Orten regiert werden.) Die Eidgenossen hätten in dieser Situation auch die Stadt Mailand behalten können. Aber sie wollten ein altes Unrecht gegenüber dem Herzog Sforza wieder gutmachen und gaben ihm die Stadt Mailand zurück. Dafür versprach ihnen der Herzog Sforza, dass er nie mehr auf die eidgenössischen Gebiete südlich der Alpen Anspruch erheben werde.

4.2. Sieg bei Novara, 1513

Aber Ludwig XII von Frankreich sah das ungern. Er wollte nicht auf Mailand verzichten. Er heckte einen Plan aus, um die Stadt zu erobern. Er begann, die *Heilige Liga* zu destabilisieren, indem er mit ihrem schwächsten Glied, mit der Stadt Venedig, einen *Bund* schloss. Venedig war unzufrieden, weil es nach dem Krieg mit *Novara* zu wenig Land bekommen hatte. In dieser Zeit starb der streitbare Papst Julius II. Sein Nachfolger, Leo X. war weniger kriegslustig. Die Künste waren ihm lieber als das Kriegshandwerk. Das war für Ludwig XII eine günstige Gelegenheit, die *Heilige Liga* erneut anzugreifen und Mailand zurückzuerobern. Wieder musste sich *Herzog Sforza*, wie einst sein Vater, nach *Novara* zurückziehen. Wieder bat er die Schweizer um Hilfe. *Kommt über die Berge und helft mir!* Die Schweizer, die jetzt ihren Besitz im Süden, den späteren Kanton Tessin im Trockenen hatten, wollten ihren Freund, den Herzog Sforza, nicht im Stich lassen. Also sandten sie 4000 Mann nach Novara. Den Franzosen war das unheimlich. Darum wollten sie mit den Eidgenossen verhandeln: *Verlasst doch den Schwächling Sforza, übergebt uns Novara und stellt euch auf die Seite des grossen Königs von Frankreich!* Aber die Schweizer wiesen dieses Ansinnen zurück. Diesmal soll kein Verrat mehr die Schweizerehre beflecken. Mit 6000 Mann zogen sie durch die offenen Stadttore Novaras. Den Schweizern gelang es, die Franzosen zu schlagen. Unaufhaltsam flohen sie vom Schlachtfeld und liessen 8000 Tote zurück. Jetzt konnte, dank der Hilfe der Eidgenossen, Herzog Sforza wieder in Mailand einziehen. Der Sieg bei Novara 1513 gehört zu den grossen Tagen Eidgenossenschaft. Die ungestüme Tapferkeit der Schweizersoldaten erregte in ganz Europa Bewunderung.

Der Feldprediger Zwingli konnte nach gewonnener Schlacht in Novara wieder in sein Pfarramt nach Glarus zurückkehren.

Aber diese Siegesfreude dauerte nicht lange. In der Eidgenossenschaft herrschte trübe Stimmung. Das viele Geld, das die Pensionen einbrachten, kam nicht bis zur Landbevölkerung. Die Bauern blieben mehrheitlich arm und lebten in bescheidenen Verhältnissen. Bitterer Hass erhob sich gegen die Regenten, die sich durch Kriege und Pensionen bereicherten. In Bern, Luzern und Solothurn rottete sich das Volk in den Hauptstädten zusammen. Sie forderten die Bestrafung der mächtigen Pensionsunternehmen. Die aufgebrachte Menge erzwang sogar die Hinrichtung einiger Oligarchen. Um dem erregten Volk zu zeigen, dass den Regierenden das Wohl des eigenen Volkes höher stehe als das französische Geld, schlug Bern einen erneuten Kriegszug gegen Frankreich vor. Bald marschierten 30'000 Eidgenossen gegen Dijon. Aber die Franzosen wollten keine Kämpfe mehr ausfechten mit den starken Schweizern. Sie versprachen, eine grosse Summe Geld zu zahlen, 400'000 Kronen. Mit diesem Versprechen waren die Eidgenossen zufrieden und zogen wieder heim. Aber die Abmachung von Dijon trat nie in Kraft, da der König Ludwig XII. von Frankreich sie nicht bestätigt hatte.

4.3. Die Wende nach der Schlacht bei Marignano 1515

Ludwig XII. von Frankreich liess nicht locker, er wollte Mailand unbedingt zurückerobern. Da riss ihn der Tod mitten aus seinen Plänen. Da er keinen Sohn hatte, bestieg sein Schwiegersohn Franz I. den Königsthron. Die erste Aufgabe, die sich der neue König stellte, war die Rückeroberung Mailands. Erneute versuchte er mit den Schweizern zu verhandeln. Aber die sagten, *solange der Vertrag von Dijon nicht erfüllt sei, soll es kein Franzose wagen, einen Fuss in die Schweiz zu setzen.* Dann schlossen die Schweizer zum Schutze Mailands einen Vertrag mit dem deutschen *Kaiser Maximilian*. Später traten der *König von Spanien* und der *Papst Leo X.* diesem Bund bei. Jetzt wollte sich *König Franz I.* mit den gefürchteten Eidgenossen versöhnen. Er schmiedete einen diplomatischen Plan und bot ihnen an, die 400'000 Kronen, das Versprechen von Dijon, zu bezahlen, aber unter der Bedingung, dass die Eidgenossen ihnen die Erlaubnis gab, die Stadt Mailand zu erobern. Trotz wiesen die Schweizer diese Zumutung zurück. Nach dem Scheitern dieses Planes entschloss sich Franz I. zur nächsten Drohgebärde. In kurzer Zeit stand er mit einem Heer von 40'000 Mann Fussvolk, 15'000 Reitern und zahlreichen

Kanonen in der Po-Ebene. Umgeben von seinem Heer, versuchte er noch einmal mit den Schweizern zu verhandeln. Er bot ihnen nicht nur die 400'000 Kronen von Dijon an, sondern darüber hinaus noch 300'000 Kronen an die Kosten des Feldzuges plus 300'000 Kronen als Entschädigung für die besetzten Gebiete von Mailand. Dem Herzog Sforza wollte er als Austausch für Mailand ein französisches Herzogtum anbieten. Dafür sollten die Schweizer alles Land südlich von Bellinzona wieder abgeben.

Dieser in Aussicht gestellte „Goldregen“ genügte, um unter den Eidgenossen Zwietracht zu säen. Die Orte Bern, Solothurn, Freiburg und Biel nahmen den Vorschlag an und zogen sofort ab. Für Geld waren sie auch bereit, das Land südlich von Bellinzona, das sie erobert hatten, wieder abzutreten. Doch die übrigen Eidgenossen, besonders Zürich mit Zwingli als Feldprediger rückten entschlossen gegen Mailand vor. Zwingli, der stolze Eidgenosse und überzeugte Christ, wollte den Mailänder Herzog Sforza nicht um des schnöden Geldes willen im Stich lassen. Er trieb seine eidgenössischen Soldaten zusammen und feuerte sie an, erneut und mit vereinter Kraft in die Schlacht zu ziehen, um dem Papst und der Christenheit zu helfen. Wieder warf sich das ganze Heer nieder und betete, um dann mit Gottes Segen den Feind anzugreifen. Doch von Tag zu Tag nahm die Kriegsmüdigkeit zu. Vergeblich versuchte der Schweizer Kardinal Schiner mit glühenden Reden die Schweizer gegen die Franzosen aufzupeitschen. Da griff er zu einer List. Er verabredete mit einigen Hauptleuten, die für den Kampf waren, dass das Gefecht durch ein Geplänkel mit einer franz. Patrouille eingeleitet werden sollte. Als am 13. 9. 1515 die Eidgenossen das Mittagssmahl eingenommen hatten, erhob sich plötzlich Waffengetöse und Kriegslärm. „*Die Franzosen haben uns angegriffen!*“ hiess es von Mund zu Mund. Die Eidgenossen griffen zu den Waffen und zogen gegen Marignano. König *Franz I.* wollte eben das Abendessen einnehmen. Da erscholl der Ruf: *Die Schweizer kommen!* Der König wollte es zuerst nicht glauben, denn er hatte im Schweizerheer schon mehrere Hauptleute für den Frieden gewinnen können. Nun aber rüsteten sich die Franzosen zum Kampf und die Schlacht von *Marignano* begann. *Werner Steiner* von Zug führte die Vorhut der Schweizer. Im Angesicht des Feindes liess er seine Krieger anhalten und niederknien. Er nahm drei Erdschollen warf sie über die Köpfe der Knienden und rief mit feierlicher Stimme: *Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes! Vergesst eure Heimat, denn hier soll unser Kirchhof sein – oder wir siegen! Kämpft würdig der Väter. Vorwärts!* Klirrend sprangen die Krieger auf.

Auch hier müssen wir uns wieder unseren Reformator Zwingli vorstellen, wie er als Feldprediger mitten unter den Kriegern war und für die Christenheit und den Papst kämpfte. Doch diesmal hatte Gott anders entschieden. Die Schweizer verloren die Schlacht. Was vor Zwinglis Augen geschah, war folgendes:

Die Franzosen hatten neue, gute Kanonen und eine vorzügliche Reiterei. Sie fügten den Eidgenossen schwere Verluste zu. Unentwegt schritten die Schweizer weiter und brachten die vorderen Reihen der Franzosen zum Weichen. Schon glaubten sie an den Sieg. Doch die Nacht brach herein. Bei Tagesanbruch ging der Kampf weiter. Schweizer und Franzosen rangen unter Aufbietung aller Kräfte, ohne dass eine Partei die andere besiegen konnte. Dem *Fähnrich von Basel* riss eine Kanone beide Beine weg. Er spannte seine letzten Kräfte an und überreichte die Fahne seinen Brüdern. Da erschienen die *Venezianer* auf dem Kampfplatz, stachen und hauten wie wild auf die Eidgenossen. Jetzt merkten die Schweizer, dass sie nicht mehr standhalten konnten. Um elf Uhr vormittags, nach etwa 20-stündigem Kampf, nur durch eine kurze Nachtruhe unterbrochen, schleppten sie ihre Verwundeten in die Mitte und traten den Rückzug an. Die Angriffe des nachdrängenden Feindes wiesen sie kräftig zurück. So verliessen sie erhobenen Hauptes den Kampfplatz. Zwingli war dabei und hatte mitgekämpft. Am Ende lagen etwa 10'000 tote Schweizer auf dem Schlachtfeld.

Was muss dieser Anblick in der Seele des frommen Mannes Zwingli ausgelöst haben? Traurig und niedergeschlagen zogen die Helden von Marignano über den Gotthard in die Heimat zurück. Wir stellen uns vor, dass Zwingli seine Brüder auf dem Ritt nach Hause, vielleicht gingen sie auch zu Fuss, aufgerichtet und getröstet hat. Er sagte ihnen, dass es diesmal Gottes Wille war, die Schlacht zu verlieren.

König *Franz I.* liess eine goldene Denkmünze prägen mit der Inschrift:

Ich habe die besiegt, die vor mir nur Cäsar besiegen konnte.

In diesem Moment, so mutmasse ich, kam bei Zwingli die Wende zum Reformator. Er sah ein, dass es Unsinn war, Kriegsdienste für andere Völker, in diesem Fall für Italien, zu leisten. Es wurde ihm bewusst, dass der Papst im Unrecht war, wenn er Krieg führte, Länder eroberte und den Bund der Eidgenossen mit Hilfe eines karrieresüchtigen Schweizer Kardinals zerstören wollte. Zwingli kehrte zurück in sein Pfarramt von Glarus und wendete sich fortan intensiv dem Bibelstudium. Er wollte nicht nur die Kirche, er wollte auch die Eidgenossenschaft verändern. Das Kriegführen gegen Geld, die Söldnerdienste, mussten aufhören.

4.4. Zwinglis Kampf gegen die Söldnerdienste

Aber der König von Frankreich war schlau. Er hatte jetzt erlebt, was für tüchtige Krieger die Schweizer waren. Er wollte mit der Eidgenossenschaft Frieden schliessen. Aber die jungen Männer wollte er als Söldner anwerben für weitere Eroberungskriege. Um die Schweizer zufrieden zu stellen, durften sie die ennetbirgischen Gebiete, die heute den Kanton Tessin bilden, behalten. Nur das Eschentäl mussten sie Frankreich abgeben. Der König zahlte ihnen auch die 400'000 Kronen von Dijon und dazu noch 300'000 Kronen Kriegsentschädigung. Mit der Schlacht von Marignano stieg die Schweiz von ihrer Grossmachtstellung herab. Von nun mischten sich die Eidgenossen nicht mehr in den Krieg um Mailand und zogen sich von den grossen Welthändeln zurück.

Von da an beschränkte die Schweiz ihren Anteil an der Weltpolitik auf die Rolle des Söldnerlieferanten. Wie geschah das praktisch? Die einzelnen Kantone vergaben Werbelizenzen, dafür bekamen sie Pensionen, d.h. Kriegsgeld. Die Schweizer mussten auf aktive Aussenpolitik verzichten, weil sie durch ihre Söldner auf allen Seiten skrupellos mitwirkten, nicht um ein ideelles Ziel zu erreichen, sondern nur um Geld zu verdienen. Das war Zwingli, der die Schattenseiten der eidgenössischen Bündnispolitik und des Reislauferns am eigenen Leib erlebt hatte, ein Dorn im Auge. Er begann in Wort und Schrift gegen die französischen Jahrgelder zu kämpfen und erreichte es, dass Zürich als einziger eidgenössischer Ort 1521 das französische Bündnis nicht unterzeichnete. Mit seiner Schrift „Eine göttliche Vermahnung an die ältesten Eidgenossen von Schwyz“ hoffte er sogar die Schwyzer vom Reisläufen abzubringen.

Unterdessen aber war zur Sorge um den Staat längst die Sorge um die Kirche gekommen. Unabhängig von Luther nahm Zwingli bereits in den Jahren 1517 – 1519 gegenüber dem Ablasshandel, der Heiligenverehrung und dem Glauben an die göttlichen Einsetzung des Papsttums eine kritische Haltung ein. 1519 wurde er als Leutpriester an das Grossmünster in Zürich gewählt. Als Reformator trat Zwingli 1522 zum ersten Mal öffentlich auf, indem er das kirchliche Fastengebot als schriftwidrig ablehnte. Nachdem er innerhalb eines Jahres (1523) während zwei Disputationen seine Lehre dargelegt hatte, beschloss der Zürcher Rat die Durchführung der Reformation im ganzen Zürcher Gebiet. Die Messe wurde abgeschafft. Den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildeten in Zukunft freie Predigt und Abendmahl am weissen gedeckten Tisch mit Brot und Kelch. Bilder, Skulpturen, Prozessionen, Gesang

und Orgelspiel wurden auf Weisung der Obrigkeit aus den Kirchen verbannt. Die Klöster wurden aufgehoben, das Klostergut wurde für Bildung und eine neue Almosenordnung verwendet. Die bischöfliche Ehegesetzgebung und Ehegerichtsbarkeit ging an das neugeschaffene Ehegericht über, das der Rat überwachte. Im Jahre 1525 stand die reformierte Zürcher Kirche fertig da. Diese neue Zusammenarbeit von Staat und Kirche nannte man Theokratie.

5. Zwinglis Wirken nach Aussen

5.1. Seine Intentionen, sein Ziel

Auch in der Schweiz verfügten, ähnlich wie in Deutschland die Inhaber der Staatsgewalt über die Kirchenhoheit. Die Staatsgewalt aber lag nicht in fürstlichen Händen, sondern bei den Räten der Städte und dem in der Landgemeinde versammelten Volke der alten, katholischen Orte. In ihrer grossen Mehrheit haben sich denn auch die eidgenössischen Städte zur kirchlichen Reformation entschlossen. Da jeder eidgenössische Ort ein souveräner Staat war, hätte man sich die Durchführung oder Ablehnung der Reformation ohne Kampf vorstellen können. Die Orte, die treu am alten Glauben hingen, suchten zwar die neue Lehre durch einen Mehrheitsbeschluss der Tagsatzung zu unterdrücken; aber Bern lehnte schon vor seinem Übertritt zur Reformation jede Gewaltanwendung gegenüber einem souveränen Ort ab. Aber die Verhältnisse in den Gemeinen Herrschaften führten zum Konflikt. Warum? Die Landvögte kamen oft von aussen, von einem anderen Kanton und glaubten, das Recht zu haben, diejenige Konfession einzuführen, die in ihrem eigenen Kanton vorherrschend war. Kam ein katholischer Landvogt in einen reformierten Kanton, glaubte er dort den Katholizismus wieder einführen zu können, und kam ein reformierter Landvogt in einen katholischen Kanton, war es sein oberstes Ziel, dort die reformierte Konfession einzuführen. Das Volk war noch nicht reif für Toleranz. So kam es immer wieder zu Spannungen, Streit, Verfolgungen, zu Hass und Gewalt. Ulrich Zwingli, dessen Charakter und Temperament wir inzwischen kennengelernt haben, war von seiner Sendung so erfüllt, dass er sich in seinem Kampf gegen den alten Glauben und gegen die Reisläuferei als Werkzeug Gottes sah. Da ihm das Gemeinwohl immer wichtiger war als das individuelle Glück, scheute er nicht davor zurück, in diesem Kampf die Waffen zu ergreifen und sein Leben zu riskieren. Der Satz: *Wer das Schwert ergreift, kommt dabei um* war ihm bewusst. Er war bereit, sich dem Willen Gottes auszuliefern. Um den Widerstand der fünf alten Orte zu brechen, plante er einen Präventiv-Krieg gegen *Luzern, Uri, Schwyz,*

Unterwalden, Zug. Zuvor verbündete er sich mit dem protestantischen Konstanz zum *Christlichen Burgrecht*. Dieses Bündnis unter Führung Zürichs war aussenpolitisch gegen Österreich und innenpolitisch gegen die katholischen Orte gerichtet. Als Gegenmassnahme gründeten die fünf alten Orte mit dem katholischen Österreich die *Christliche Vereinigung*. Im Zentrum des Glaubensstreites standen die *Fürststubei St. Gallen* und die *gemeinen Herrschaften*, insbesondere der *Thurgau*. Zwingli wollte mit einem militärischen Schlag dem Gegenbündnis den Boden entziehen und suchte nach einem Kriegsgrund. Im Mai 1528 liessen die *Zürcher* im *Thurgau* einen katholischen Feldweibel hinrichten, ein Jahr später verbrannten die *Schwyz* den reformierten Pfarrer *Jakob Kaiser* auf dem Scheiterhaufen. Anfangs Juni 1529 versuchten Zürich und Bern den Amtsantritt eines *Unterwaldner Landvogtes* in den *Freien Ämtern* zu verhindern. Als Folge besetzten am 6. Juni die Zürcher die Brückenköpfe *Bremgarten* und *Mellingen* sowie Teile des *Thurgaus* und der *St. Galler Landschaft*. Mit der Hauptmacht marschierten sie bei *Kappel a.A.* auf. Berner Truppen folgten ihnen nach. Bereits am 7. Juni begannen die neutralen Orte zu vermitteln. Zürich erklärte jedoch unter Anführung Zwinglis am 9. Juni den fünf altgläubigen Orten den Krieg. Die Landamannen der neutralen Orte begannen zu vermitteln und konnten so eine blutige Auseinandersetzung verhindern. Kampflos wurde der *1. Kappeler Landfrieden* geschlossen. Man vereinbarte eine Parität. Das bedeutet, dass jede Gemeinde durch Mehrheitsbeschluss den alten oder neuen Glauben annehmen durfte. Der Friede wurde durch ein Versöhnungssessen, die *Kappeler Milchsuppe*, besiegelt. Gemäss Berichten sollen die Zuger die Milch und die Zürcher das Brot für eine Milchsuppe beigesteuert haben, die dann von beiden Heeren gemeinsam verspiesen wurde. In Erinnerung an dieses Ereignis wird noch heute Kappeler Milchsuppe aufgetischt, wenn ein Streit durch Verhandlung beigelegt werden konnte.

5.2. Wo führt das hin?

Die Vereinbarungen des *1. Kappeler Landfriedens* hielten nicht lange. Was zu dieser Zeit im Deutschen Reich geschah, hatte einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung der Schweiz. Die Beschlüsse des *Augsburger Reichstages* führten zu Misstrauen zwischen der katholischen und der reformierten Partei in der Schweiz. Einmischungen in die Glaubensverhältnisse der gegnerischen Gebiete verstärkten diese Haltung. Zürich wurde vorgeworfen, sich neue Gebiete einverleiben zu wollen.

Die reformierten, im *Christlichen Burgrecht* verbündeten Orte blieben zurückhaltend und verhängten gegen die alten Orte nur eine Lebensmittelsperre. Zwingli traf in Bremgarten im Hause seines jungen Freundes Heinrich Bullinger Vertreter aus Bern und überredete sie zu einem Präventivkrieg. Bullinger mahnte zum Frieden. Aber das war zu spät. Am 9. Oktober 1531 erklärten die 5 alten Orte den Zürchern den Krieg. In der 2. Schlacht bei Kappel erlitten die isolierten und schlecht geführten Zürcher am 11. Okt. 1531 eine Niederlage. Zwingli fiel tapfer kämpfend in dieser Schlacht.

6. Die Wirkungsgeschichte

6.1. Bemerkungen zur Forschungsgeschichte

Heute, im Zeitalter der Oekumene und der religiösen Toleranz gegenüber anderen Weltreligionen ist uns die Mentalität des bewaffneten Kampfes für den Glauben fremd. Es liegen ja auch fünfhundert Jahre dazwischen. Kein Wunder, dass sich die heutige Forschung mit Zwinglis kriegerischer Seite schwer tut. „Söldner Jesu“, dieser Begriff hat heute einen negativen Beigeschmack, er erinnert uns an die *Heiligen Krieger des Islamischen Staates*. So schreibt der Religionswissenschaftler *Erwin Koller*:

Die Zweite Schlacht bei Kappel ist die letzte Tat Zwinglis – ein kurzer und verzweifelter Abschnitt des 47-jährigen und ein sinnloser Tod. Viele haben Zwingli auf das Stereotyp der *Kriegsgurgel* sowie des *sinnenfeindlichen Asketen* und des *rigosoren Finsterlings* reduziert. Schon nach seinem Tode weisen das Gemälde von *Hans Asper* und die Gedächtnismedaille von *Jacob Stampfer* schemenhaft in diese Richtung, vor allem aber im 19. Jh. das kriegerische Standbild vom *Österreicher Heinrich Natter*. *Derlei Stereotypen tun Zwingli unrecht*, verteidigt *Koller* den Reformator. Dass Zwingli zwei Jahre nach der freundeidgenössischen Geste der *Kappeler Michsuppe* die Zürcher in den 2. *Kappelerkrieg* drängte, beurteilt der Religionswissenschaftler im Nachhinein als den grössten Fehlentscheid seines Lebens. Der Reformator sei angetreten, um die Freiheit des Wortes zu verteidigen. Dass er am Ende glaubte, dieses freie Wort müsse mit der Waffe erzwungen werden, sei voller Tragik. Anlässlich der 400-jährigen Gedenkfeier nannte der religiöse Sozialist *Leonhard Ragaz* das Erscheinen Zwinglis auf dem Kappeler Schlachtfeld einen *schuldigen Irrtum*. *Luther* kommentierte den Tod des einst inbrünstigen, erasmischen Pazifisten unbarmherzig mit dem Jesuswort *Wer das Schwert ergreift,*

wird durch das Schwert umkommen. Zwinglis reformatorischer Freund *Johannes Oekolampad* in Basel stirbt vor Betrübnis wenige Wochen nach dessen Tod. Wenn nach Zwinglis Einschätzung eine kriegerische Auseinandersetzung schon unausweichlich gewesen sei, hätte er, statt auf einen Präventivkrieg zu setzen, den Entscheid reifen lassen müssen. Denn die protestantischen Kräfte, so mutmasst *Koller*, seien insgesamt stärker gewesen, seitdem Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen und Graubünden dem Beispiel Zürichs gefolgt und Ende der 1520-er Jahre die Reformation angenommen hätten.

6.1. Zwinglins Einfluss auf die weitere Entwicklung der Schweiz

Aber Zwinglis Charakter, den wir jetzt kennengelernt haben, war impulsiv und leidenschaftlich. Er fühlte sich als *Soldat Christi* und war von seiner Sendung so erfüllt, dass er den Entscheid mit den Waffen befürwortete. Kurz vor seinem Entschluss, einen *zweiten Kappeler Krieg* zu provozieren, hatte er noch die Entlassung aus seinem Amt als Zürcher Leutpriester beantragt. *Er wollte sein Herz über den Zaun werfen und ihm hinterher springen.* Beim ersten Angriff auf die fünf alten Orte hatte nach seiner Ansicht die *Kappeler Milchsuppe* den Sieg der protestantischen Seite vereitelt. Zwingli war überzeugt, dass die Mehrheit der Innerschweizer einsehen würde, dass sie von ihren Herren in Fragen der Religion genauso an der Nase herumgeführt wurden wie im Soldwesen. Doch Zwingli hatte sich getäuscht, denn die Innerschweizer Truppen, die auch gegen reformierte Gebiete an ihren Aussengrenzen kämpften, waren dermassen aufgeheizt mit Kampfeslust, dass sie das schlecht vorbereitete und schwach geführte Heer innerhalb von zwei Tagen angriffen und innert einer halben Stunde 400 Zürcher niedermetzelten. Zwingli und sein Stiefsohn Gerold fielen im Kampf, ebenso sein Freund, der Komtur Schmid von Küsnacht.

Mit der Niederlage im *2. Kappeler Krieg* waren alle Versuche, den Kampf zwischen Katholiken und Protestanten mit der Waffe zu entscheiden, in der Eidgenossenschaft erledigt. Erwin Koller wundert sich und meint, *es sei erstaunlich, dass das Bündnisgeflecht am konfessionellen Gegensatz und Hass nicht auseinandergebrochen sei.*

Die Eidgenossen lernen früh mit Glaubensunterschieden zu leben. Der englische Kirchenhistoriker *Diarmid MacCulloch* von der *Oxford Universität* wertet diesen Beschluss zur zumindest kollektiven Religionsfreiheit und damit zur Koexistenz als

bahnbrechend für Europa. *Allerdings*, so räumt er ein, *genossen die Eidgenossen den beachtlichen Luxus, keinen Fürsten zu haben*. Im Deutschen Reich dringt das *Cuius regio, eius religio – wer herrscht, bestimmt die Religion* - erst im *Augsburger Religionsfrieden* von 1555 durch, meist bezogen auf grosse Fürstentümer.

Aber dieser Religionsfriede musste hundert Jahre nach der Reformation, im *Dreissigjährigen Krieg* einen schmachvollen Rückfall erleiden.

Aber in der Eidgenossenschaft bleibt der Landesfriede ziemlich stabil. Schon 1547 treffen sich in Zürich katholische und reformierte Eidgenossen mit offiziellen Delegationen aus verschiedenen Orten zum gemeinsamen, friedlichen Schützenfest. Das alljährliche Knabenschiessen am Albisgüetli ist wohl noch die letzte Erinnerung an diese Zeit.

Religionswissenschaftler Erwin Koller meint abschliessend: *Die späteren Auseinandersetzungen zwischen den mehrheitlich liberal-fortschrittlichen, protestantischen Ständen und den konservativ-katholischen Ständen im Ersten und Zweiten Villmergenkrieg (1656 und 1712) sowie im Sonderbundskrieg (1847) sind im Vergleich zu den deutschen Religionskriegen geringfügige Episoden der Schweizergeschichte.*

Unter den drei grossen Reformatoren ist *Huldreich Zwingli* ohne Zweifel der heiterste. Das mag, wenn nicht sein Porträt, so doch ein Wort von ihm belegen:

„Die Wahrheit trägt ein fröhliches Gesicht.“

Verena Keller